

Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Freitag, 5. März 1965

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach an der Riß

Nr. 1 / 8. Jahrgang

Die Biberacher Barchentweberei

Aus einem Vortrag von Dr. Dieter Funk im Kunst- und Altertumsverein

„Fast soweit als die Kunde menschlicher Dinge überhaupt zurückreicht“, so hat einmal der bekannte Nationalökonom Gustav Schmoller gesagt, „können wir auch die erkennbaren sprachlichen und technischen Spuren der Kunst zurückverfolgen, die den Bast, die Fasern gewisser Pflanzen, den von menschlicher Hand gedrehten Faden zu Geflechten und Geweben verband.“

Nur ein winzig kleines Teilstück aus dem Bereich der Webstoffe wollen wir einmal etwas näher ins Auge fassen — den Biberacher Barchent — jenes im späten Mittelalter und noch zur beginnenden Neuzeit so berühmt gewesene Webereiprodukt.

Wenn man in einem Lexikon nachschlägt, so findet man etwa folgende Definition: „Barchent — ein dichtes, meist linksseitig aufgerauhtes Gewebe aus Baumwolle oder Baumwolle und Leinen“. Ganz abgesehen davon, daß es im Mittelalter einen reinen Baumwollstoff größeren Formates überhaupt noch nicht gab, unterschied sich auch der damalige Halbleinenstoff grundsätzlich von einem modernen Produkt. Während nämlich heutzutage stets die Kette aus Baumwolle und der Schuß aus Leinen gearbeitet wird, verwendete man damals — gerade umgekehrt — aus technischen Gründen das Leinen als Kette und die Baumwolle als Schuß. Ein handgesponnenes Kettgarn aus der relativ kurzstapeligen, d. h. kurzfasrigen Baumwolle hätte den ständigen Anspannungen im Webstuhl nicht stand gehalten. Unter Barchent im Sinne unserer folgenden Betrachtungen haben wir also stets einen Halbleinenstoff zu verstehen, und zwar einen Halbleinenstoff mit einer leinenen Kette und einem baumwollenen Schuß. Leinen oder Flachs und Baumwolle waren somit die Rohstoffe der Barchentweberei. Mit ihnen wollen wir beginnen. Der aus Ägypten stammende Flachs ist eine der ältesten Kulturpflanzen, die wir kennen. Güterordnungen und klösterlichen Zinsverzeichnissen kann man entnehmen, daß der Flachsbau in fast allen Gegenden Deutschlands sehr verbreitet war. Auch in Oberdeutschland pflanzte und erntete man im Spätmittelalter Flachs in großen Mengen, „besonders in den Tälern, der der Donau von Süden her zuströmenden Wasserläufe“, zu denen auch das Rißtal zählt.

Schon sehr früh — mindestens zu Beginn des 13. Jahrhunderts — hatte sich vor allem im Bodenseegebiet eine regelrechte Leinenindustrie entwickelt. Die Stadt Konstanz übernahm die Führung und hatte bald eine so überragende Stellung inne, daß Leinwandtücher im Ausland oft überhaupt nur als „Constantzes“ bekannt waren.

Die Barchentweberei in Biberach

Auch in Biberach hatte sich ein Leinenweberhandwerk entwickelt, und auch Biberacher Leinwand war durch den mittelalterlichen Fernhandel in fremde Länder transportiert und dort verkauft worden. Einen besonderen Ruf hatte sie allerdings nie erlangen können, was zum Teil zweifellos daran lag, „daß die Stadt frühzeitig den zweiten Schritt in der Entwicklung des Leinenbezirks mitgemacht hat, nämlich den Übergang zur Barchentweberei“.

In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts brachten oberdeutsche Kaufleute zum ersten Mal Baumwolle aus Italien mit heim und ermöglichten dadurch die Herstellung eines neuen Gewebes, eben des Barchents. Hier und dort wurde die großartige Zukunft dieser neuen Faser sofort richtig erkannt, und viele Städte Oberdeutschlands bemühten sich fortan mit allen Mitteln, das Barchentgeschäft in ihren Mauern heimisch zu machen. Doch nur wenigen gelang es, über eine interurbane oder gar nur lokale Bedeutung hinauszukommen. Eine kleine Stadt aber konnte sich neben den späteren Barchentzentren Augsburg und Ulm behaupten und geltend machen — die kleine Reichsstadt Biberach.

Kehren wir von diesem Exkurs zu unserem Ausgangspunkt zurück — zum Flachs.

Die Zubereitung des Flachses

Bei der Flachsernte wurden die Pflanzen samt ihren Wurzeln „ausgerauht“. Auf der Riffel, einem kammartigen Gerät, befreite man die Stengel sodann von den Samenkapseln und Blättern, worauf die Pflanzenstengel einem Gärungs- oder Fäulnisprozeß dem sogenannten Rösten oder Rotten unterzogen wurden, was durch längeres Einlegen in stehendes oder fließendes Wasser in Gang kam.

Den Biberacher Annalen des Johann Ernst von Pfummern ist zu entnehmen, daß das Rotten in Biberach und seiner Umgebung vielfach in der Riß vorgenommen wurde. Nach dem anschließenden Trocknen oder Dörren mußte der Flachs vor dem Verspinnen noch gebrochen, geschwungen und gehechelt werden — drei Prozeduren, die dazu dienten, die Flachsfasern von der sie umgebenden und inzwischen spröde gewordenen Schale zu trennen.

Das Ergebnis all dieser umständlichen Vorgänge waren die zu Bündeln oder Reisten zusammengefaßten gespinnstfertigen Flachsstränge, die man dann etwa auf dem Flachsmarkt zum Verkauf anbot — auf dem Flachsmarkt, der sich in Biberach vor dem „Ochsen-

hauser Hof“, dem jetzigen alten Gymnasium befand.

Vielfach wurde der Flachs auch erst in versponnenem Zustand in Form von Schnellern auf den Markt gebracht, dann aber auf den Garnmarkt, der sich hier vor dem heutigen Gasth. „Schwarz. Adler“ abspielte. — Es sei in diesem Zusammenhang noch daran erinnert, daß erst im Jahre 1530 das Spinnrad erfunden wurde. Zumindest bis dahin mußte der Flachs also mit Hilfe der Handspindel versponnen werden.

Nach dem Spinnen hatte das Flachsgarn einen Arbeitsgang zu durchlaufen, der dem heutigen Schlichten vergleichbar, dazu diente, das spätere Kettmaterial widerstandsfähiger und geschmeidiger zu machen. Das Garn wurde von vereidigten Garnsiedern in einem aus Wasser, Asche und Holz angesetzten Sud gesotten.

In dem ältesten Biberacher Stadtplan von 1622 sind am Kirchhof zwei Waschhäuser eingezeichnet, bei denen es sich nach der Bauchronik von Richard Preiser um die Garnsiedenen handelte.

Das vorschriftsmäßig gesottene Garn gelangte in die Hand des Wepfmachers, der die Aufgabe hatte, das Garn zu zetteln, d. h. den sogenannten Kettbaum daraus anzufertigen. Dieser Kettbaum, den man früher Wepfe oder Zettel nannte, ist eine Rolle, auf der eine ganz bestimmte Anzahl Kettfäden fein säuberlich nebeneinanderliegend aufgerollt ist.

Zum Barchent gehörte die Baumwolle

Der zweite Rohstoff, die Baumwolle, wurde, wie gesagt, von oberdeutschen Kaufleuten aus Italien herangeführt, stammte aber in der Hauptsache von der Levante. Syrische Baumwolle galt als erste Qualität. Im Gegensatz zum Flachs, dessen Beschaffung dem Weber kaum Schwierigkeiten bereitete, war die Bereitstellung der Baumwolle, die stets aus dem Ausland kam, nicht immer reibungslos zu bewerkstelligen. Ein weiteres Problem war der im Vergleich zum Flachs wesentlich höhere Preis der Baumwolle, der bald dazu führte, daß viele der überwiegend armen Weber mehr und mehr in eine verhängnisvolle Abhängigkeit von finanzstarken Wollhändlern gerieten.

War die Baumwolle nach ihrem langen Transport endlich hier angelangt, so hatte sie sich vor jeglicher Weiterverarbeitung einer allerersten amtlichen Begutachtung zu unterziehen, der Baumwollschau. Diese Schau, die des besseren Lichtes wegen stets unter freiem Himmel stattfand, hatte den Zweck, die Qualität der Rohware festzustellen. Erwies sich die Baumwolle als „wehrhaft“, wie man sagte, so bekam der Sack ein besonderes Zeichen. Von der Schau verworfene Baumwolle mußte aus der Stadt

geschafft werden. Eine zweite Überprüfung war die „Feuchtschau“.

Auch die Baumwolle mußte vor dem Verspinnen noch zugerichtet werden. Sie wurde gereinigt, aufgelockert und dann vom Wollschläger mit der sogenannten Kardätsche geschlagen. Das Spinnen war wie beim Flachs zumeist die Haustätigkeit der Frauen und Kinder, nur daß die Baumwolle auf Grund ihrer Herkunft überwiegend in der Stadt versponnen wurde und nicht wie der Flachs auf dem Land. Das fertige Baumwollgarn wurde auf die Weberschiffchen gewickelt.

Vom Blattner

Beide Rohstoffe, der Flachs und die Baumwolle, waren nun vollständig zugerichtet und doch konnte der Weber noch nicht mit seiner Arbeit beginnen. Er mußte zuvor noch die Kunst eines anderen selbständigen Handwerkers in Anspruch nehmen, die des Blättersetzers. Die Blättersetzer, die die schwierige Herstellung der aus feinsten Schilfstäbchen zusammengesetzten Blätter besorgten, waren insofern von erheblicher Bedeutung, als die richtige, stets gleichbleibende Breite und die vorgeschriebene Anzahl von Fächern für die einzelnen Fäden beim Blatt oder Riet eine der Grundvoraussetzungen für ein Gewebe bildeten, das auf dem Wege war, eine Art „Markenartikel“ zu werden. Im Biberacher Stadtplan von 1622 finden wir in der Nähe des Ulmer Tores die sog. „Stadtrechner-Blattnererei“ eingezeichnet, das Haus also, in dem die Blättersetzer gewohnt haben sollen.

Jetzt endlich konnte mit dem Weben in den Dunklen begonnen werden. Da man das Weberschiffchen schon seit dem 3. Jahrhundert kannte und der sogenannte Trittwebstuhl, der das Fachbilden mittels der Füße erlaubte, bereits um das Jahr 1300 in Erscheinung getreten war, hatten die Weber zur Zeit der Entfaltung der Barchentweberei in Oberdeutschland (also um die Mitte des 14. Jahrhunderts) bereits einen weitentwickelten und leistungsfähigen Handwebstuhl zur Verfügung.

Da es sich bei den Dunklen um halb unterirdische Räume handelte, kann man ehemalige Weberhäuser in der Stadt auch von außen leicht erkennen, und zwar an der steinernen Haustafel und den großen Dunkläden. Die teilweise Versenkung der Webkammern hatte den Zweck, die beim Weben erforderliche möglichst gleichbleibende Temperatur und Luftfeuchtigkeit zu gewährleisten. „Werkstätten mit Klimaanlage“ würde man heute dazu sagen. Ganz hätte man die Dunklen allerdings nicht unter die Erde verlegen können, da man auf das Tageslicht angewiesen war und die Fenster bzw. Dunkläden deshalb so groß wie nur möglich sein mußten.

Am Weberberg

Diese technischen Notwendigkeiten hatten in Biberach eine räumliche Konzentrierung der Weberdunklen zur Folge. Wir lesen in der Topographia Sueviae von Matthäus Merian 1643, daß man in Biberach schon auf Grundwasser stieß: „wann man schier nur eines Knyes tieffs gräbet“ und verstehen, daß die Biberacher Weber mehr oder weniger auf den hochgelegenen Stadtteil — eben auf den uns allen bekannten Weberberg — angewiesen waren. Dort hatte sich denn auch die Mehrzahl von ihnen angesiedelt.

In den meisten Barchentstädten waren pro Meister drei Webstühle zugelassen.

Der Biberacher Chronik von Johann Konrad Kraus zufolge sollen hier noch im Jahre 1508 — der Höhepunkt dürfte etwa in der ersten Hälfte des 15. Jahr-

hunderts gelegen haben — über 400 Webstühle in Tätigkeit gewesen sein. Rechnen wir auch hier drei Webstühle auf einen Meister, so ergibt sich für Biberach eine Zahl von rund 130 zünftigen Meistern. Dies erscheint glaubhaft.

Mit genaueren Zahlenangaben zur Biberacher Weberzunft ist es denkbar ungünstig bestellt. Zwei große Brände in Biberach, nämlich der Stadtbrand von 1516 und der Kirchturmbrand von 1584 führten dazu, daß das Biberacher Stadtarchiv heute an ganz alten Urkunden so gut wie gar nichts aufzuweisen hat. In mühevoller Kleinarbeit mußten Archivbestände anderer Städte durchgearbeitet werden, so daß sich schließlich mit Hilfe von Vergleichen und im Zusammenhang mit der vorhandenen Literatur ein Bild ergab. Vollständig wird sich indes der Verlust Biberacher Primärquellen nie ersetzen lassen und mancher Punkt wird auch in Zukunft ungeklärt bleiben müssen.

Im Gegensatz zu Ulm, das 17 Zünfte hatte, gab es in Biberach nach der 1374 endgültig erlassenen Zunftordnung nur 7 Zünfte: die Schneider- oder Kramerzunft, Schuhmacherzunft, Bäckerzunft, Bauernzunft, Schmiedezunft, Metzgerzunft einschließlich der Gerber und schließlich die Weberzunft.

Die einzelnen Zünfte setzten sich zum Teil aus den verschiedenartigsten Handwerken zusammen. Elf selbständige Berufsgruppen bildeten z. B. die Schneiderzunft, nämlich: die Gewand-

Die Sorten der Biberacher Weber

Im Gegensatz zu Ulm, wo fast nur die allerfeinsten Barchentsorten hergestellt wurden, hatte sich in Biberach hauptsächlich die Fertigung der gröberen Barchente eingebürgert. Hier wie andernorts in Oberdeutschland unterschied man zwischen Barchent mit 1600 Kettfäden auf die Breite einer Elle „aus dem 16er Geschirr“ und solchem mit nur 1200 Fäden, der naturgemäß weniger fein war. Die normale Breite betrug eine Elle, also etwa 60 cm, doch wurden auch breitere Sorten hergestellt. Die Länge maß im allgemeinen etwa 24 Ellen.

Ein Dorn im Auge der städtischen Zunftweber und Anlaß zu ständigen Streitereien waren die sogenannten Gäu- oder Landweber, denn auch sie webten Barchent mit der Absicht, ihn in der Stadt auf den Markt zu bringen. Die Stadtweber aber glaubten, für dieses Gewerbe das alleinige Recht zu besitzen und forderten mit großer Beharrlichkeit, die Landweberei zu verbieten.

Doch wie alles, so hatte auch dies eine Kehrseite: Den Zunftwebern allein wäre es nämlich bei weitem nicht möglich gewesen, den gesamten Bedarf an Barchent zu befriedigen, und so setzten sich die Kaufleute gegen den Willen der Zünftigen immer für die Gäuweber ein. Freilich, die Bauern arbeiteten nicht so sauberlich und kunstvoll wie gelernte Zünftler, doch waren sie auch weit weniger anspruchsvoll und daher billiger. Und noch ein Faktum sprach für sie: eventuell eintretende Absatzschwierigkeiten konnten ihnen kaum etwas anhaben, denn sie waren ja gleichzeitig Bauern und hatten im Notfall immer die Möglichkeit auf die Landwirtschaft auszuweichen. Den Kaufleuten gab dies die Sicherheit, in Krisenzeiten seitens der Gäuweber keine Unruhen befürchten zu müssen.

In Ulm lag sogar der Schwerpunkt der Barchentproduktion auf dem Lande, und sicher war diese Tatsache mitentscheidend für die hervorragende internationale Stellung der Ulmer Barchent-

schneider, Kürschner, Krämer, Färber, Hutmacher, Tuchscherer, Glaser, Seiler, Säckler, Grautucher und Paternosterer.

Obwohl nun zur Biberacher Weberzunft lediglich die Leinen- und Barchentweber gehörten — die Schafwolle wurde von den Grautuchern verarbeitet —, war die Weberzunft mit Abstand die größte von allen, was etwa daran abzulesen ist, daß im Jahre 1519 die anderen Zünfte zwischen 5 und 12 Mann für die Stadtfeuerwehr stellen mußten, die Weber aber 22 Mann. Alle Handwerker waren dem sogenannten Zunftzwang unterworfen, der jeden Bürger verpflichtete, nach seiner Aufnahme ins Bürgerrecht innerhalb eines Monats einer Zunft beizutreten und dabei ein Zunftrechtsgeld in Höhe von 10 Pfund Heller zu entrichten.

Gerade bei den Webern spielte die Zunft eine ganz bedeutende Rolle, da sie u. a. die Aufgabe übernommen hatte, den armen Webern den Bezug der teuren Baumwolle zu erleichtern, ja oft überhaupt erst zu ermöglichen. Die Zunft besorgte die Baumwolle im Großen, wobei sie vielfach dem Baumwollhändler bürgte oder die ganze Lieferung sofort bezahlte. Auf der anderen Seite trat die Zunft vielfach als geschlossenes Ganzes auf, wenn es galt, mit einem Großabnehmer einen Kaufvertrag — einen sogenannten Zunft- oder Samtkauf — abzuschließen. Die Zunft verteilte den Auftrag dann jeweils an ihre Mitglieder und überwachte dessen Ausführung.

weberei. Einem Bericht aus dem Jahre 1467 zufolge scheint es den Biberacher Zunftwebern tatsächlich gelungen zu sein, die Gäuweber von der städtischen Schau zu vertreiben, denn diese baten in Ulm darum, an die dortige Schau weben zu dürfen. Sollte die Nachricht zutreffend sein — und es hat allen Anschein — so haben die Biberacher Zunftweber damit zweifellos wesentlich dazu beigetragen, die Bedeutung ihres Barchents als Exportartikel zu schmälern... Sie sind daher für den nicht lange danach einsetzenden Rück- und späteren Niedergang dieses Gewerbes wenigstens zum Teil selbst verantwortlich zu machen.

Nach dem Weben wurden manche Barchenttücher ihrem späteren Verwendungszweck gemäß noch dem Karten unterzogen, wobei der Barchent mit Hilfe der Kartendistel durch Aufkratzen der Fäden auf einer Seite rauh gemacht wurde.

Die Barchentschau

Um nun den fertiggestellten Rohbarchent zu einem Markenartikel zu machen, war es notwendig, ihn durch amtliche Kontrollen laufend streng zu überwachen. Nur so war ein gleichbleiben der Qualitäten gewährleistet. Diese überaus wichtige Kontrollfunktion erfüllte die Barchentschau. Durch sie ging der Ruf einer guten Ware von dem kleinen unbekanntem Weber auf den Namen der Stadt über, und es war nötig, strenge Maßstäbe anzulegen.

Hier in Biberach, wie in den meisten oberdeutschen Städten, wurde der Barchent nach 4 Güteklassen geschaut, mit 4 verschiedenen Zeichen markiert und auch benannt. Die besten Tuche hieß man „Ochsen“. Ihnen folgten in absteigender Richtung die „Löwen“ und die „Trauben“, während die letzte noch zugelassene Qualität als „Brief“ bezeichnet wurde, da man diesen Tüchern einen Zettel anheftete, auf dem seine Mängel beschrieben standen. Für jedes geschautete Tuch war eine bestimmte Gebühr,

das Schaugeld zu entrichten, und zwar für die schlechteste Qualität die höchste Gebühr. Das Schaugeld hatte dadurch gewissermaßen den „Charakter eines Strafgeldes“.

Drei Schauer und der Schauschreiber, der auch die Gebühren einzog, waren die Hauptbeamten an der Schau. Daneben gab es noch den Anheber, den Aufstrügger, den Dannennemer und den Sigler. Jeder von ihnen war vom Rat der Stadt vereidigt worden.

Erst vom Jahre 1603 an sind die Biberacher städtischen Rechenbücher erhalten. Wir sind also nicht in der Lage, anzugeben, wieviel die Stadt in der Blütezeit des Barchentgewerbes an Schaugeld eingenommen hat. Gleichzeitig ist damit die Möglichkeit genommen, von den Einnahmen der Barchentschau Rückschlüsse auf die Menge der hergestellten Tücher zu ziehen.

Ein großes Stück auf dem Wege seiner Herstellung hatte der Barchent bis hierher schon hinter sich gebracht, aber noch immer war er nicht „Kaufmannsgut“. Zwar erfolgte der Übergang der Ware vom Weber auf den Händler fast immer gleich im Anschluß an die Rohbarchentschau — die Schau war also zugleich Marktort — in den meisten oberschwäbischen Städten war es jedoch grundsätzlich verboten, rohen, eben gekauften Barchent unveredelt wieder zu veräußern.

Während die Briefe, d. h. die schlechtesten Qualitäten, einer strengen Vorschrift zufolge stets gefärbt werden mußten, wurden die besseren Tuche, also die Ochsen, die Löwen und manchmal die Trauben, von der Schau auch zum Bleichen zugelassen. Zwei Bleichen gab es in Biberach. Beide lagen im Norden der Stadt — nebeneinander —

Handel in weite Ferne

Was aber ist aus dem fertigen Produkt geworden? Wer hat mit ihm Geschäfte gemacht, und wo ist es letzten Endes geblieben? — Lauter Fragen, die noch offenstehen. Fragen, deren ausführliche Beantwortung indes viel zu weit führen würde. Nur in ganz groben Zügen können wir auf diesen Themenkreis eingehen.

Hatte ein Fernhändler für seinen Barchent endlich die Genehmigung zur Ausfuhr erhalten, so ging er daran, die wertvolle Ware für den Transport herzurichten. Der Barchent wurde zu Ballen verpackt, die man Fardel nannte. Ein Fardel bestand aus 42—45 Tüchern von je 24 Ellen Länge, umfaßte also rund 1000 Ellen Gewebe, was etwa die halbe Traglast eines Saumtieres ausmachte. Die in Stoff oder gegerbte Felle eingeschlagenen Fardel wurden sodann auf die großen Handelswagen verladen, die entweder dem Kaufmann gehörten oder Eigentum eines bereits selbständig gewordenen Transportunternehmers waren.

Auf elenden Straßen zog der Handelswagen mit der wertvollen Fracht seines Weges. Viele Male mußte er haltmachen, um an Brücken und Toren oder Zollstellen Gebühren zu zahlen. Der Handelszug wurde durch Straßenzwang und Stapelrechte beeinträchtigt und gar nicht selten galt es, Überfälle von Räuberbanden abzuwehren, bis er nach einer tagelangen, beschwerlichen Reise schließlich an seinem Bestimmungsort anlangte.

Biberacher Barchent 1386 in Prag

Der älteste Nachweis Biberacher Barchents in einer fremden Stadt ist zugleich die älteste Nachricht überhaupt, die bislang von diesem Produkt bekanntgeworden ist. In einem Prager Stadtbuch vom Jahre 1386 steht folgende

und zwar außerhalb der Stadtmauern, da zum Ausbreiten und Auslegen der langen Tuchstreifen große Flächen benötigt wurden. Hier wie anderswo gehörten die Bleichen der Stadt, die sie den jeweiligen Bleichern gegen Stellung einer Kautions- und Zahlung einer jährlichen Pachtsumme lediglich zur Benutzung überließ. Abgesehen davon waren die Bleicher selbständig und betrieben ihr Geschäft auf eigene Rechnung und Gefahr. Eine bemerkenswerte Besonderheit war, daß die Bleicher selbst nur die kaufmännischen Unternehmer waren. Die Leitung des praktischen Betriebes hatte der sogenannte Feldmeister inne, dem der Lauger und eine Anzahl sog. „gemaine Knecht“ zur Seite standen.

Weißschau und das Färben

Wie der rohe, so hatte sich auch der fertig gebleichte Barchent einer amtlichen Kontrolle zu unterziehen, der Weißschau. Die Weißschauer waren verpflichtet, hin und wieder die Bleichen aufzusuchen, alle Tücher genau zu kontrollieren und auf Stücke, die nicht weiß oder sonstwie schadhafte waren, das sogenannte „Zipperlin“ zu stempeln.

Der zweite Weg, den man zur Veredelung einschlagen konnte, war das Färben. Mancherlei Farben waren für den Barchent damals gebräuchlich, doch kam in Oberdeutschland den Farben blau und schwarz eine überragende Bedeutung zu. Im Biberacher Stadtplan von 1622 ist in der Nähe des heutigen Obstmarktes die „Stattmang und Ferbin“ eingezeichnet, ein Gebäude, das manchen noch vor 1945 in Erinnerung sein dürfte. Dort arbeiteten einst die Biberacher Färber.

Eintragung: „6 stamina Biperaci coloris“. Sechs Stück farbigen Biberacher Barchents sind also schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts in Prag registriert worden, und wir können daraus ersehen, daß das Biberacher Barchentgewerbe zusammen mit dem anderer oberdeutscher Städte etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Gang gekommen sein muß.

Große Messen boten zu allen Zeiten eine einzigartige Möglichkeit der Begegnung von Angebot und Nachfrage. Aufgrund der überaus mangelhaften Verkehrswege aber, waren im Mittelalter solche zentral gelegenen Treffpunkte eine geradezu unumgängliche Notwendigkeit — Treffpunkte für Verkäufer und Käufer zum Austausch der Waren und zur Abrechnung und Erledigung von Zahlungen. Besonders an Kreuzungspunkten belebter Verkehrsstraßen waren diese Messen entstanden, die meistens zur Zeit christlicher Feste abgehalten wurden, da etwa an Ostern oder Pfingsten ohnehin die Bevölkerung weiter Gebiete in diesen Orten zusammenströmte.

Es lag deshalb nahe, zunächst einmal an den größeren Messeplätzen nach dem Biberacher Barchent zu forschen, und tatsächlich hatte er denn da und dort mehr oder weniger deutliche Spuren hinterlassen. Genf, Lyon, Antwerpen, Frankfurt, Leipzig, Nördlingen, Zuzach — lauter Namen von Messestädten, in denen erwiesenermaßen einst auch das Biberacher Produkt eine Rolle gespielt hat.

Barchent wurde auch nach Spanien und Italien exportiert

Neben den zahllosen Einzelhändlern, Krämern und Handwerkern, von denen man oft kaum mehr die Namen weiß, haben sich vor allem die großen Han-

delshäuser und Gesellschaften jener Zeit mit dem Absatz des Barchents befaßt — Unternehmungen also, die vielfach über ganz Europa verteilt ihre eigenen Niederlassungen hatten. Die berühmte Große Ravensburger Handelsgesellschaft der Humpis, Muntprat und Mötteli, das Augsburger Handelshaus Anton Haug und Mitverwandte, die Memminger Firma der Gebrüder Zangmeister und nicht zuletzt die Biberacher Handelsgesellschaft (der Weißhaupt - Dittmar - Schreiber — Vertrag 2. 2. 1491 bis 25. 7. 1495) um nur einige zu nennen. Die Weißhaupt wohnten im Haus zum Kleeblatt. Es sind noch lange nicht alle Städte genannt worden, in denen sich Spuren gefunden haben, und besonders ein paar weiter entfernte Orte sollten hier noch erwähnt werden. Eine — allerdings negative — Nachricht stammt aus Valencia, wo man im Jahre 1472 lakonisch feststellte: „Biberacher Barchent geht müßig, man will ihn nicht“. Zwar wurde in jenem Jahr von den Spaniern die feinere Ulmer Qualität bevorzugt, doch zeigt diese Aktennotiz immerhin, daß auch das Biberacher Produkt dort bekannt war und gekauft werden konnte.

Auch in Barcelona dürfte der Biberacher Barchent im Handel gewesen sein, obwohl er nirgends ausdrücklich erwähnt ist. Von 1425 bis 1440 hatte nämlich allein die Ravensburger Handelsgesellschaft nicht weniger als 407 Ballen Barchent in diese spanische Hafenstadt gebracht und dort verkauft. Biberacher Barchent aber gehörte zum Sortiment dieser Gesellschaft.

Wir machen einen Sprung nach Italien hinüber, nach Venedig, das bis ins 16. Jahrhundert hinein der Mittelpunkt des gesamten Baumwollhandels gewesen ist. Auch in der Lagunenstadt konnte der Biberacher Barchent bis heute noch nicht namentlich nachgewiesen werden, doch sind die Namen von sechs Biberacher Kaufleuten überliefert, die zwischen 1413 und 1431 in Venedig als Baumwolleinkäufer tätig waren. Ganz sicher aber hatten diese Händler auf dem Weg nach Venedig ihre Wagen mit dem berühmten Produkt ihrer Heimatstadt beladen, mit Barchent, den sie dann in Venedig verkauften um den Erlös in Baumwolle anzulegen.

Und nach England

Und noch eine letzte Spur wollen wir kurz aufnehmen. Sie führt uns nach England. Der Augsburger Kaufmann Hans Paumgartner war in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts dorthin gereist, um eventuelle Handelsmöglichkeiten zu erkunden. Einen von ihm verfaßten Englandbüchlein können wir schließlich folgendes entnehmen: „Fardel (berchat) dient keins in Englant dan Ulmer, Aug(sburger) und Biberacher, wenn sy ungeferbt . . .“. Auch in England war also Biberacher Barchent bekannt gewesen, ja er gehörte sogar zu den wenigen überhaupt erwünschten Sorten.

Nur ein paar der Stationen haben wir herausgreifen können, die der Biberacher Barchent auf seinem einstigen Weg kreuz und quer durch Europa berührt hatte. Doch schon das Wenige läßt erkennen, welche große Bedeutung das Biberacher Weberhandwerk in jenen Tagen gehabt haben muß — eine Bedeutung, die man erst völlig zu würdigen weiß, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Biberach noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nur eine Einwohnerzahl von etwa 3000 Seelen hatte.

Verursacht durch die Entdeckung Amerikas (1492) und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien (1498) begannen schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts die gesamten europäischen Handelswege

sich zu verlagern. Und im Barchentgewerbe selbst verschärfte eine stark zunehmende Produktion den Wettbewerb laufend. Ein ganz schwerer Schlag aber war die plötzlich aus Amerika in Massen einströmende Baumwolle, der es mit zunehmendem Erfolg gelang, die levantinische Baumwolle samt dem europäischen Flachs aus dem Felde zu schlagen.

Diese Zersetzungserscheinungen machten auch vor den Toren Biberachs nicht Halt. Die Stadt tat zwar alles Erdenkliche, um das Barchentweber-Handwerk zu stützen und zu halten — doch vergebens. Von 1603 bis 1618 gingen die Einnahmen der Biberacher Barchentschau von rund 4000 Pfund Heller auf etwa 1900 Pfund Heller zurück. In den

ersten Jahren des Dreißigjährigen Krieges stiegen sie dann noch einmal an, um im Jahre 1628 — auch Biberach war inzwischen zum Kriegsschauplatz geworden — auf ca. 720 Pfund Heller abzufallen.

Manchem Handwerkszweig gelang es nach den Wirren des Krieges und angesichts der völlig veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse neu anzufangen. Mit der einst blühenden Biberacher Barchentweberei aber war es endgültig vorbei.

Die Einnahmen der Barchentschau sanken im Jahre 1660 auf 13 Gulden. 1667 brachte die Schau nur noch 5 Gulden ein und in den folgenden Jahren versiegte die Quelle vollständig.

Der Pfarrhof von Eggmannsried

Von Dr. Alfons Kasper

Über die ersten, mit dem Widdumgut verbundenen und auf Kosten des Inhabers zu erbauenden Pfarrhäuser in Eggmannsried weiß der Chronist des Alten Archivregisters ausführlich zu berichten. Die Pfarrer hatten demnach ursprünglich auf ihre eigenen Kosten das Pfarrhaus zu erbauen und wie die übrigen Lehensleute Landwirtschaft umzutreiben. Eine Art Vorgeschichte zu dem heutigen Pfarrhaus liefern die Baudaten: mit Akkord vom 30. Juli 1688 beauftragte der Bauherr Abt Tiberius Mangold 1683/1710 den Zimmermeister Caspar zu dem Abbruch des ruinösen Pfarrhofs von Eggmannsried und zum Neuaufbau. 1703 wurde in die leer stehende „Hofstatt“ auf den Platz des früheren Eggmannsrieder Pfarrhofs von dem Zimmermann Christian Bayn eine neue Wohnung für sich selber eingebaut. 1712 wurde der Pfarrhof erweitert durch einen Stadel und ein Söld- oder Tagwerkerhaus für den Zehntknecht, die der Zimmermeister Josef Beer, Ellwangen, neu erbaute.

Dieser frühere Pfarrhof wurde im „Hausbuch der Eggmannsriedischen Pfarrei“ 1722 bzw. 1738 beschrieben: „Hat einen von Riegelwänden gemachten kleinen Pfarrhof, eine ziemliche Hofraite, einen hohen Stadel, in dem Garten einen tiefen Schöpfbrunnen, neben der Hofraite einen Kuchelgarten, haltet $\frac{1}{2}$ Madt 22 R. 16 Sch. Und dieses liegt mit allen 4 Seiten an sichselben. Item ein kleines Hanfgärtlein neben dem Stadel, haltet 37 R. 16 Sch...“ Dieses alte Pfarrhaus stand demnach weiter westlich am Berghang in der Nähe des Tagwerkerhauses S. Johann Nepomuk. Der auf Repräsentation bedachte Abt Siard Frick (1733/60) ließ weiter östlich auf den Kirchberg, etwa 40 Meter vom Gotteshaus entfernt, ein stattliches Pfarrhaus bauen, worüber der Chronist des Alten Archivregisters schreibt: „Anno 1748 wurde von Abten Siardi der Pfarrhoff zu Eggmannsried von neuem erbaut, auch um 9—10 Schuhe verlängert und nebst einer gleichfalls neuen Dackküche, item Hennen- und Schweinestall, alles von Stein auf das Netteste und Kommodiste hergestellt worden...“

Der Baumeister des heutigen Eggmannsrieder Pfarrhauses ist nicht ausdrücklich genannt. Er ist aber aus dem Hinweis auf den Erbauer des benachbarten Eberhardzeller Pfarrhauses, Jakob Emele, nicht nur stilistisch zu erschließen. Er wirkt nicht so repräsentativ wie das für den Ferienaufenthalt der Schussenrieder Chorherrn mitbenützte Eberhardzeller Pfarrhaus, verzichtet auf die zweiläufige Freitreppe und den mittleren Speichergiebel in der vorderen Front des Walmdaches. Dieses Pfarrhaus hat der neue Klosterbaumei-

ster Jakob Emele ähnlich gestaltet wie das 12 Jahre später errichtete Ziegelbacher: es ist zweigeschossig, gemauert und hat ein Walmdach, vor den Ecken sind Blendpfeiler. Die Fenster sind fast quadratisch, und zwar erscheinen sie an den Schmalseiten in 3 und an Langseiten in 5 Achsen, die im Erdgeschoß bleiben vergittert. Auch rückt der Baumeister die seitlichen paarweise nebeneinander und erreicht so eine ähnliche Blickweite wie bei den im Klosterort im 17. und 18. Jahrhundert eng zusammengerückten Eckfenster. Ins Haus führt eine Rundbogentür in Sandsteinrahmen mit Pfeilerblendarkade, darüber ein Kreuz auf Postament offenbart dem Eintretenden den christlichen Geist.

Die reiche gediegene Ausstattung des Innern überrascht. Das Erdgeschoß hat einen breiten Mittelflur mit Holzfelderdecke über 2 querlaufenden Unterzügen sowie eine spätbarocke Tür mit Rahmen und Flügel. Die Unterseite der Treppe ist mit Holz verschalt und bemalt, das Geländer hat eine rötlich marmorierte Balustrade. Der weite Mittelflur des Obergeschosses mit seinem rautenförmig belegtem Backsteinfußboden und der reich profilierten, mit Bandelwerk und Lambrequins bemalten Holzkassettendecke variiert den Obergeschoß-Längsgang des Eberhardzeller Pfarrhauses nicht unwesentlich. Auch im Eggmannsrieder Pfarrhaus haben wir spätbarocke Türen in oben verkröpften, reich profilierten Rahmen mit 2 erhöhten quadratischen Füllungen, auf denen flott in Öl nach Gouache-Manier gemalte niederländische Landschaften mit Windmühlen, italienische Veduten, Klosterszenen in der Waldeinsamkeit u. a. wiedergegeben. Bandel- und Akanthusornamente beleben die leeren Flächen. Der Schöpfer dieser Landschaftsszenen dürfte Xaver Forcher aus Dietenheim sein, dem wir auch im Eberhardzeller Pfarrhaus begegnet sind.

Hinter dem Pfarrhaus reiht sich an die Nordfront ein langgestrecktes, eingeschossiges Wirtschaftsgebäude mit Ecklisenen, vergitterten Rechteckfenstern Walmdach und Kamin an: es dient heute als Waschküche, Kohlenlager und Hennenstall. Eine Mauer mit ausgesparter Apsis für den früheren Hofbrunnen verbindet mit dem nördlich gegenüberliegenden, eingeschossigen Bau mit Sattel- und erhöhtem Tennendach, der zugleich Scheuer, Viehstall, Schopf und den 1712 gebauten Pfarrstadel ersetzt.

Abt Tiberius Mangold (1683/1710) führte in den Lagerbüchern des Reichsstifts Schussenried an Stelle der Vor- und Geschlechtsnamen der Lehensleute Hauspatrone für Höfe, Güter und Lehen ein. Auch das in „hochgräflich-Wolfegg-Waldseesischer Herrschaft, im Gericht

Unterschwarzach gelegene S. Petrigut“ unten gegenüber der Einmündung des Weges von Osterhofen in die Hauptstraße, dürfte kaum viel früher diese Bezeichnung erhalten haben. Der nach spätgotischem Vorbild geschaffene monumentale Apostelflügel in der Nische des früheren Bauern Wild, jetzt Gütler, sitzt auf einem Bänkchen, hat ein vollbärtiges, fast rundes Gesicht, das sich von zwei hochbarocken Nimbusstrahlen auf dem Hintergrund abhebt. Die Finger der Linken ruhen auf einem Buch, die Rechte hält den überdimensionierten Schlüssel. Die statuarische Haltung weiß ohne viel Aufwand den „Fels Petrie“ treffend zu versinnbildlichen und erinnert in der Gestaltung an den Schnitzstil der Fassadenskulptur Jacobus d. Ä. zu Muttensweiler.

Der Bildstock am Wege nach Osterhofen

Etwa 2,5 m hoch, birgt der Bildstock am Wege nach Osterhofen eine spätbarocke Schmerzensmutter (rund 50 cm hoch) in rotem Gewand und grün gefüttertem blauen Mantel, der mit Goldborten umrahmt ist. Sie hält ein weißes Tuch in beiden Händen, das Schwert durchdringt ihre Brust, ihr Haupt schmückt ein Krönchen. Diese etwas konventionelle, halb reliefartig behandelte Vollplastik, ersetzte den um 300 Jahre früher entstandenen Johann Evangelist, der heute über dem Eingang des neuen Hauses von Grimm, Eggmannsried, steht. Er wurde 1938 von einem Zigeuner entwendet und für 100 DM an den Kunsthändler Büchele, Ochsenhausen, verkauft, der ihn an einen auswärtigen Kollegen gegen 550 DM veräußert hat. Die etwa 50 cm hohe Skulptur füllt die Rundbogen-nische: sie trägt einen güldenen Kelch in der Linken, die defekten Finger der Rechten bleiben in Segensgeste erhoben. Der Kopf ist nach links gewandt, die Lider sind halb geschlossen, der Mund zusammengekniffen, der jugendliche Kopf mit Haarsträhnen in Parallelfalten und Löckchen, leisen roten Wangen ist voll Charme.

Die feine S-Linie des Rumpfes, das betonte linke Knie, die aus dem Saum gestreckten Zehen erinnern an die Multscher-Werkstätte. Spuren der alten Fassung mit dem grünen Gewand, dem blau gefütterten roten Mantel sind noch gut erkennbar; das Haupt trägt ein Loch für den noch vorhandenen Goldreifen (Nimbus) bestimmt. Auch diese Figur ist hinten ausgehöhlt. Die Knickfalten des Mantels, der in einer Schlaufe über dem rechten Arm und in einer Unterscheidung — ähnlich bei der hl. Apollonia vom Altar zu Sterzing — in einem Bündel von drei Strahlen S-förmig weitergeführt wird. Hier in Eggmannsried ist die Faltenführung noch beruhigter, die Kontur geschlossener. Das knickartige Aufstehen der röhrenartigen Parallelfalten am unteren Saum gemahnt an die Heilige in der Städtischen Skulpturensammlung zu Frankfurt a. M., die wohl etwas früher als die gestreckteren Sterzinger hl. Frauen mit ihren spitzen Gesichtern und den unruhigen, knitterigen Falten geschaffen. Die schräge Haltung des vollovalen Gesichts hat wie Verwandtes mit den „Vorhang-Engeln“ des Sterzinger Altars, die aber im lächelnden Mienenspiel und den offenen Augen lebhafter. Die gewölbten Augenbrauen, das feine Näschen, das rundliche vorgewölbte Doppelkinn über dem langen Hals, die überindividuelle seelische Charakterisierung sprechen für ein gutes Werk der Multscher-Werkstatt — etwa zehn Jahre vor des Meisters Tod.